

doyer für eine neue Volkspoesie, die gesund, christlich und deutsch werden sollte, paßte zur nationalen Begeisterung der Katholiken in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Das Scheitern all dieser poetologischen Ansätze ist für Osinski nicht zuletzt in einem literarhistorischen Konzept begründet, das eine deutsche katholisch-romantische Literatur als künftigen Gipfel der literarischen Entwicklung prognostizierte. Daß diese Prognosen mit der Realität nichts zu tun hatten, zeigt die Verfasserin an Beispielen aus der katholischen Literatur. Überzeugend belegt Osinski an einigen in chronologischer Folge vorgestellten Texten von Brentano, Eichendorff, Oscar von Redwitz, Ida Gräfin Hahn-Hahn und Enrica von Handel-Mazetti eine in literarästhetischer Hinsicht absteigende Tendenz der katholischen Literatur im 19. Jahrhundert. Gern hätte man mehr über katholische Autoren und Texte, über Genres und Stoffe erfahren. Durch die Konzentration auf die literarische Theorie, deren Relevanz für die literarische Praxis, dies verhehlt die Autorin nirgends, eher gering war, bleibt das Bild vom Verhältnis zwischen Katholizismus und deutscher Literatur ausschnittshaft.

Der interdisziplinäre Ansatz, mit dem Osinski ereignisgeschichtliche, theoretische und literarische Aspekte ihres Themas kombiniert, ist der Fragestellung angemessen und beleuchtet viele Zusammenhänge aus neuen Perspektiven. Dieser Ansatz wird aber nicht immer überzeugend durchgehalten. Historische und systematische Kapitel scheinen zuweilen durch nicht viel mehr als die Chronologie miteinander verbunden zu sein. Die vielfältigen und reichen Ergebnisse der Studie sind so heterogen wie die in der Einleitung gestellten Fragen an das Thema. Die Stärken der Studie liegen eher in der Analyse als in der Synthese. Es hängt von der individuellen Erwartungshaltung ab, ob dies als Mangel oder als Qualität zu werten ist.

Münster

Maria-Theresia Leuker

*Susanna Schmidt: „Handlanger der Vergänglichkeit“. Zur Literatur des katholischen Milieus 1800–1950, Paderborn – München – Wien – Zürich (Ferdinand Schöningh) 1994, 230 S., kt., ISBN 3-506-77901-X.*

Die Dissertation von Susanna Schmidt, bei Wolfgang Frühwald entstanden und 1991/92 in München angenommen, beschäftigt sich mit einem von Literaturwis-

senschaft und Theologie gleichermaßen vernachlässigten Gebiet. Es geht der Verfasserin weder um eine allgemein christlich zu nennende schöne Literatur im Sinne von Gisbert Kranz noch um literaturtheologische Fragestellungen, wie sie vor allem Karl-Josef Kuschel verfolgt. Gefragt wird vielmehr nach den mentalitätsgeschichtlichen, literaturhistorischen und poetologischen Bedingungen, unter denen sich in Deutschland eine konfessionell-katholische Literatur entwickeln konnte, wie es sie heute nicht mehr gibt.

Diese Literatur war gebunden an das sogenannte katholische Milieu, das sich nach der Säkularisation von 1803 herausbildete und mit der Gründung der Bundesrepublik allmählich auflöste; zu den mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen gehört die politische, soziale und kulturelle Konfessionalisierung im 19. Jahrhundert. Mit Hilfe sorgfältiger Begriffsbestimmungen und einer differenzierenden Argumentation, in der ästhetische, geschichtsphilosophische und theologische Denkmodelle der Zeit in Grundzügen skizziert werden, bringt die Verfasserin das Hauptproblem des damaligen katholischen Denkens, soweit es gegenwartsorientiert war, auf den Nenner: Es ging darum, Erfahrungen einer sich vervielfältigenden, zunehmend auch werteppluralistischen modernen Wirklichkeit mit den Glaubenswahrheiten so in Einklang zu bringen, daß katholische Identität gewahrt werden konnte. Für die Literatur bedeutete dies, daß der Anspruch auf ästhetische Autonomie, der sich mit der Klassik und der nichtkatholischen Frühromantik durchsetzte, abgelehnt werden mußte; der Autonomieästhetik standen Vorstellungen einer verbindlichen und überzeitlichen, auf Offenbarung und Tradition beruhenden Wahrheit entgegen. Diese Wahrheit sollte katholische Literatur über die beobachtbare Realität hinaus sichtbar machen. „Naturalism“ und „Supernaturalism“ mußten darstellerisch vermittelt werden, so daß man die Gegenwart literarisch erfassen und deuten konnte, ohne ihr zu verfallen.

Die nicht unproblematische Aufgabe, die sich im Milieu immer neu stellen sollte, bedingte die Bestimmung einer spezifisch katholischen Poetik, eines Modells, an dem katholische Literatur bis etwa 1950 orientiert blieb und das sie überhaupt erst als solche erkennbar macht: Konfessionelle Milieu-Literatur ist allegorisch konstruiert und deutet die historische, politische, soziale oder individuelle Wirklichkeit im Rückgriff auf die Heilsge-

schichte postfigurativ, tropologisch oder anagogisch. Das Verfahren der Allegorisation und Typologisierung, von Friedrich Schlegel und Joseph Görres auf Philosophie und Literaturkritik, Geschichte und Zeitkritik übertragen, erlaubte auch poetologisch die intendierte Vermittlung von Realität und Glauben, von Vielfalt und Einheit. Wo der tropologische Aspekt betont wurde, konnten moderne Individualisierungstendenzen rückgebunden werden an das Überindividuelle und heilsgeschichtlich Präfigurierte im Verhältnis des Menschen zu Gott.

Stellenwert und Funktion dieser katholischen Poetik demonstriert die Verfasserin im historischen Rückblick auf die literarischen Texte selbst. Vorbilder fand man in Barockallegorien und, was die Verbindung von psychologischer Individualität und objektiven Heilswahrheiten betrifft, in den Ignatianischen Übungen. Eine Ausgangsthese ist, daß die Restauration katholischer Lyrik im 19. Jahrhundert über eine Neubegründung traditioneller Bildlichkeit verlaufen sei. Das leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß zum einen im Katholizismus Sprache und Stil immer weniger bedeutet haben als im Protestantismus und daß zum anderen gerade im Bild sich Allgemeines und Individuelles leicht engführen lassen. Der Transport barocker Bildlichkeit ins 19. Jahrhundert brachte jedoch Gestaltungs- und Rezeptionsschwierigkeiten mit sich. Am Beispiel von geistlich-erotischen Liedern Friedrich Spees zeigt die Verfasserin, daß bei den modernen Lesern weder das alte allegorische Bedeutungswissen noch das spirituelle Verständnis des Erotischen, wie es in der exegetischen Tradition des Hohelieds lag, vorausgesetzt werden konnten. Zu sehr hatte die romantische Propagierung der Einheit von geistiger und sexueller Liebe die Rezeptionsmöglichkeiten barocker Liebesmetaphorik beeinflusst. Was in barocker Rollenlyrik oder in der Mystik noch im bildlichen Nebeneinander als Einheit erfaßt und auf die Heilswahrheiten bezogen wurde, konnte im nachromantischen 19. Jahrhundert realistisch mißverstanden und als Widerspruch empfunden werden. Die literarischen Niederschläge dieser Unzeitgemäßheit im Versuch, katholische Bildlichkeit als verbindlich zu restaurieren, analysiert die Verfasserin an Gedichtbeispielen von Luise Hensel und Clemens Brentano. Gerade bei Brentano wird offensichtlich, daß erotische und geistliche Bezüge in der Lyrik überhaupt nicht mehr widerspruchsfrei zu vermitteln waren.

Die Erzählprosa beruhte, wie überzeugend nachgewiesen wird, auf den Traditionen der Legenden- und Exempelliteratur. Daß diese Traditionen fortgesetzt wurden, war, wenn das alte allegorische Bedeutungswissen fehlte, nur konsequent. Ausführlich besprochen werden in diesem Zusammenhang Alban Stolz und Christoph von Schmid, die mit ihren Kalender- und Exempelgeschichten im katholischen Milieu große Beliebtheit erlangten. Beliebt war auch Ida Gräfin Hahn-Hahn, eine der bekanntesten katholischen Romanschriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Wie in der Erzählprosa überhaupt, so überwiegt auch in ihren Romanen die weltanschauliche Tendenz – meist geht es um eine Bekehrung zur Kirche – die ästhetischen Gestaltungsmöglichkeiten.

Ebenso behutsam wie plausibel argumentierend zeigt die Verfasserin, daß formalästhetische Modernisierungen der katholischen Literatur des 19. Jahrhunderts auch über Karl Muth hinaus äußerlich blieben, solange Form, Sprache und Stil nur als wechselnde Gewänder überzeitlich gültiger Wahrheit betrachtet wurden. So verstanden, hatte katholische Literatur keine Entwicklungsmöglichkeiten und keine Zukunft, selbst wenn die allegorisch-typologische Poetik noch Werke wie das von Gertrud von le Fort oder die Sonette Reinhold Schneiders prägt. Entwicklungsmöglichkeiten ästhetischer Art ergaben sich erst mit einem Wechsel des poetologischen Paradigmas, der wiederum mit einer Aufgabe der starren „Zwei-Welten-Theorie“ zusammenhängt: Die hauptsächlich über Theodor Haecker vermittelte Kierkegaard-Rezeption im 20. Jahrhundert habe eine existentielle Aneignung des geistlichen Schriftsinnes ermöglicht, die es erlaubt, Wirklichkeit zu deuten, ohne sie zwanghaft in den Plan der Heilsgeschichte einfügen zu müssen. Realität kann so über die existentielle, personale Aneignung der Glaubenswahrheiten im freien, individuellen Spiel auf den „Supernaturalism“ hin transparent gemacht werden. Poetologisch bedeutet das, daß man darstellerisch auf einheitliche Symbol- und Verweisungszusammenhänge verzichten kann; Literatur wird zum Angebot an den Leser, die vorgestellte Realität selbst mit der „Überrealität“ zu vermitteln. Das betrachtet die Verfasserin als vielversprechenden Weg, den die katholische Literatur im 20. Jahrhundert hätte einschlagen können. Gewiesen worden sei er durch Romane wie Döblins „November 1918“; die Interpretation, die

das belegen soll, leuchtet ein. Nur ist die katholische Literatur den neuen Weg eben nicht gegangen – und die Begründung dafür liegt in der poetologischen Argumentation selbst, ohne daß die Verfasserin dies so recht beim Namen nennen will: Die „poetologische Wende“ ist nämlich, ernst genommen, eine Wende vom verbindlich Katholischen zum individuell-existentiell erfahrenen Glauben; nicht von ungefähr fällt sie mit dem Ende des historischen katholischen Milieus zusammen, und nicht von ungefähr schwankt die Verfasserin am Ende ihrer Ausführungen zwischen den Begriffen einer „katholischen Literatur“, nach der heute nicht mehr zu fragen sei, weil sie sich mit dem Milieu und mit der alten Poetik überlebt habe, und einer „christlichen“ Weltanschauung, die dem Ästhetischen nicht entgegengesetzt sein müsse. Festzuhalten bleibt, daß eine als katholisch erkennbare Literatur poetologisch an die katholischen Glaubenswahrheiten gebunden sein muß, und die sind nun einmal überindividuell gültig. Davon geht die Arbeit aus, und auf dieser Grundlage wird gezeigt, daß konfessionell-katholische Literatur ein literarhistorisches Phänomen war, das man ebenso der Vergangenheit überantworten kann wie den historischen Konfessionalismus, das romantisch-katholische oder neuscholastische Einheitsdenken oder die allegorisierenden Verfahren der Wirklichkeitsdeutung.

Das Buch ist mit viel Sympathie für seinen Gegenstand geschrieben; es gelingt der Verfasserin, den vielleicht problematischsten Abschnitt katholischer Literaturgeschichte aus der Perspektive der Betroffenen verstehbar zu machen, ohne auf ästhetische Wertungen zu verzichten. Daß die Literatur des Milieus schon im 19. Jahrhundert im literarästhetischen Abseits stand, wird als bekannt vorausgesetzt. Wegen der insgesamt differenzier-ten und einleuchtenden Darstellung wollen wir auf das Fazit, das schließlich den Titel „Handlanger der Vergänglichkeit“ erklärt, hier auch nicht mehr näher eingehen: Am Ende erscheinen die Vergänglichkeit, die Zeit, als die einzig wahre Künstlerin, und Literatur und christlicher Glaube in schöner Eintracht als ihre Handlanger, als bloße Zulieferer also... Das lassen wir besser unkommentiert.

Marburg

Jutta Osinski

*Thomas Bremer: Ekklesiale Struktur und Ekklesiologie in der Serbischen Orthodoxen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert (= Das östliche Christentum, Neue Folge 41), Würzburg (Augustinus-Verlag) 1992, 296 S., kt., ISBN 3-7613-0169-3.*

Bei der Beschäftigung mit den orthodoxen Kirchen des Ostens und ihrer Theologie stehen in aller Regel die griechische und russische Kirche und Theologie einseitig im Vordergrund des Interesses. Schon aus sprachlichen Gründen ergibt sich seltener ein Zugang zur rumänischen, serbischen, bulgarischen, oder gar georgischen Kirche und ihrer Theologie.

Insbesondere hinsichtlich der serbischen Kirche und ihrer Theologie ist das zu bedauern. Politisch steht Serbien mit- samt der Serbischen Orthodoxen Kirche heute ja im Mittelpunkt eines oft sehr einseitig ausgerichteten und einseitig wertenden Interesses. Und was die Theologie betrifft, so verfügt die serbische Kirche in der mittleren und jüngeren Generation heute über mehr profilierte Lehrer als etwa die Russische Orthodoxe Kirche der letzten Jahrzehnte. So füllt die 1992 erschienene Dissertation von Thomas Bremer eine schmerzliche, wenn auch allzu oft nicht einmal bemerkte Forschungslücke.

Die Arbeit besteht aus zwei von der Sache her sehr unterschiedlich gearteten Teilen, die insbesondere in ihrer Unterschiedlichkeit die vollzogenen Veränderungen des Denkstils hervorragend dokumentieren.

Das, was heute die Serbische Orthodoxe Kirche ausmacht, war im 19. Jahrhundert in einer Reihe unterschiedlicher „Jurisdiktionen“ verstreut. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörten die Serben vier mehr oder weniger stark serbisch geprägten autokephalen orthodoxen Kirchen an: der orientalisch-orthodoxen Kirche im Königreich Serbien, der Metropole von Karlowitz für die orthodoxen Serben in Ungarn, den Metropoliten von Montenegro sowie von Dalmatien und der Bukowina mit Sitz in Czernowitz, der neben rumänischen Staatsbürgern die Serben im cisleithanischen Teil der Donaumonarchie angehörten. Die Serben in Bosnien und der Hercegovina unterstanden schließlich dem ökumenischen Patriarchat Konstantinopel. Daß diese verschiedenen Teile in unserem Jahrhundert so mühelos zusammenwuchsen, führt der Vf. mit Recht auf die starke gemeinsame, zusätzlich noch bewußt hervorgehobene Bindung an die Tradition des hl. Sava und